

Predigt 27. Sept. 2015 Diakoniewerk/Schiefermair

Text: Matth. 15, 21-28 (Übersetzg.: Fr. Stier)

Liebe Gemeinde, werte Präsidiumsmitglieder der  
Kaiserswerther Generalkonferenz,

im Bildteil des vorzüglichen Geschichtswerkes über das  
Evangelische Diakoniewerk Gallneukirchen blicken uns  
neun Diakonissen aus der ersten Zeit der  
Schwesternschaft selbstsicher an. Ihr Selbstbewusstsein  
und auch eine gewisse Unerschrockenheit sind ihnen  
richtiggehend anzuschauen – ein anderes Frauenbild am  
Ende des 19. Jahrhunderts als bekannt und gewohnt.  
Auch in unserem Bibeltext zeigt sich ein anderes  
Frauenbild als ein biblisch gewohntes und tradiertes. Die  
Geschichte um die kanaanäische Frau spiegelt zwar alle  
Vorurteile und Spannungen in einer Grenzregion mit so  
genannten „Ausländern“ und „Einheimischen“; sie zeigt  
uns aber auch eine namenlose Frau, die souverän mit

Grenzen und Zugehörigkeiten umgeht, und damit Jesus  
zum Lernen bringt.

Diese Frau wird getrieben, ja zerrissen von der Not, vom  
Leid ihres Kindes, eine schier unerträgliche Belastung. Sie  
drückt sich aus in einer ungehörigen und deplazierten  
Bitte, ganz und gar aus der Leidenschaft, aus der Not  
geboren, ohne Rücksicht, hündisch bittend, mit der  
sicheren Ablehnung in Aussicht. Und dennoch wird dieses  
Betteln, Bitten, Beten nicht müde zu rufen: „Herr, hilf mir!“  
Und nach der erwarteten Ablehnung ihrer Bitte wandelt  
sich diese Frau zu einer klugen und gelehrten Streitenden,  
die Jesu Meinung ändern kann. Im Gegensatz zu allen  
anderen Streitgesprächen hat Jesus hier nicht das letzte  
Wort: das Argument der Frau ist erfolgreich, der Bann des  
Bösen kann sich auflösen, das große Vertrauen der Frau  
hat die Heilung ihrer Tochter zur Folge. Ein Sieg der  
Barmherzigkeit über alle nationalen, religiösen und  
theologischen Grenzen.

Mit dieser Geschichte kommen mir viele Menschen in den Sinn:

Heute besonders diese erste Schwesternschaft in der Diakonissenanstalt Gallneukirchen: bescheiden der Anfang, ein reines Provisorium, ohne klare Strukturen, zwei in Stuttgart in der Pflege ausgebildete Diakonissen, getrieben von der Sorge, das geistige und körperliche Leiden anderer zu lindern – oft gegen alle Hoffnung, das Leiden wirklich zu mildern oder aufzuheben –; alles aber in der Nähe zu Jesus geschehen lassen, der einer Frau gesagt hat: „Es geschehe dir, wie du willst!“

Oft erleben wir diese Schwestern in der Geschichte des Diakoniewerkes ungewöhnlich und überaus selbstbewusst wie eigenständig handelnd: in Leitungskrisen, in Situationen, die rasche und weitreichende Entscheidungen forderten. Haben sich diese Schwestern die biblischen Vorbilder wie Hannah, Mirjam, Deborah, Maria, Martha zu Herzen genommen? Den Mund haben sie sich jedenfalls nicht verbieten lassen, wie die erfolgreich streitende unbekannte Kanaanäerin.

In diesen Tagen denke ich an die vielen Grenzgänger der letzten Wochen, die genauso in Grenzgebieten unterwegs waren und sind und so unterschiedliche Behandlungen erfahren.

Aber auch da gab und gibt es Menschen, die die Not und das Leiden Fremder, Unbekannter so anrührt, dass sie sich über ihre Grenzen für Hilfe zur Verfügung stellen: die an den Keleti - Bahnhof warmes Essen bringenden Mitglieder der lutherischen Gemeinde in Budapest, die Hundertschaft Freiwillige im Grenzort Nickelsdorf im Burgenland, die HelferInnen und Helfer am Wiener Westbahnhof, in Linz und Salzburg. Aus den versklavenden, todbringenden Mächten haben sich die Flüchtenden gerettet, das für uns scheinbar Alltägliche wird von ihnen wie ein Wunder gefeiert: satt zu essen haben, ein Bett, Schule für die Kinder, keine Angst vor Staats- und Terrormächten, eine ruhige Nacht.

O wie wäre eine Frau wie die Kanaanäerin als unsere Lehrmeisterin weiterhin nötig, die unser eingegengtes und

zugehörigkeitsbezogenes Werte- und Denksystem mit klugen Gegenfragen aufbricht! Die selber als Grenzgängerin nicht lockerlässt, aus der Betroffenheit von fremden Leid, um die Hilfestellung zu bitten, die wirklich weiterhilft.

Und wenn ich an uns denke, im Hintergrund dieser Geschichte, dann frage ich mich:

Was haben wir eigentlich trotz unser vielen Gebete und Bitte schon ganz aufgegeben – und wartet trotzdem auf unseren treuen Glauben, auf unsere beständige Hoffnung?

Wo hinterlassen wir, als NachfolgerInnen dieser heidnischen Kanaanäerin Spuren dieser Kraft, dieser Klugheit, dieser Beständigkeit?

Lassen wir uns von Jesus als Lernendem einladen, für eine kleine, überschaubare Hilfe einmal unser ganzes Werte- und Glaubenssystem über Bord zu werfen und für eine konkrete Hilfestellung sausen zu lassen?

Könnten wir glücklich und zufrieden sein mit den Bröseln, die vom großen Tisch der Rettung aller Menschen herunterfallen und für uns übrig bleiben?

Ist es nicht schon schwer genug, den „Abfall“, diese Krümel und Brösel unserer Familientische, herzuschenken, sodass viele satt und glücklicher werden?

Mir fällt auf, dass unsere Heilungsgeschichte eingerahmt ist von zwei Berichten wundervoller Brotvermehrungen, die für riesige Menschenmengen reichten. So, als wollte die private Hoffnung der Kanaanäerin, von den Bröseln Heilung zu erfahren, sich ausweiten auf die Hoffnung so vieler, auf die Rettung der Menschen, der Schöpfung.

Die Rettung eines Menschen rettet die ganze Welt, eine Weisheit, die schon im Talmud steht und für die betroffene Person den Himmel auf Erden bedeutet.

Lasst uns in Verbindung von diakonischer und pfarrgemeindlicher Arbeit die alltäglichen Wunder weiter schaffen und auf die Zusage des lernenden Jesus hoffen: „Es geschehe dir, wie du willst!“

Amen